

David Ludwig<sup>18</sup>

## Nach der Wildnis

Vor der Zivilisation war die Wildnis. Was sich wie eine Plattitüde liest, erweist sich bei genauerer Betrachtung als Missverständnis. Wildnis und Zivilisation sind aufeinander angewiesen, da die Natur lediglich auf der Kontrastfolie des Kultivierten als wild zu erkennen ist. Tatsächlich betonen Anthropologen, dass indigene Kulturen über keinen der Wildnis entsprechenden Begriff verfügen<sup>19</sup>. Die Natur ist kein Anderes das der menschlichen Lebenswelt entgegengestellt und folglich als wild konzeptualisiert werden kann. Erst die zivilisierte Entfernung von der nicht-menschlichen Natur verleiht unberührter Wildnis einen besonderen Glanz, der als Fundament einer strikten Trennung zwischen wilder und kultivierter Natur dient.

Selbst in westlichen Zivilisationen ist die unberührte Wildnis erst seit dem späten 18. Jahrhundert ein Faszinationsobjekt, das sich tief in kulturelle Praktiken und das ökologische Bewusstsein der Moderne eingegraben hat. Ohne die Faszinationskraft der Wildnis hätte sich ein junger Alexander von Humboldt nicht dem südamerikanischen Regenwald ausgesetzt, Caspar David Friedrichs Mönch stünde nicht vor einem rauen Meer und Immanuel Kants Kritik der Urteilskraft enthielte keine durch die Natur exemplifizierte Theorie der Erhabenheit. Die in der Moderne gefeierte Erhabenheit der unberührten Wildnis verleiht ihr einen intrinsischen Wert, der über ihre instrumentelle Nutzung hinausreicht und sich ideengeschichtlich als einer der wenigen verlässlichen Freunde nicht-menschlichen Lebens in der Moderne erwiesen hat. Ohne die Wildnis wäre etwa keine moderne Umweltbewegung mit ihrem Ringen um Naturschutzgebiete und Artenvielfalt vorstellbar.

Trotz aller Verdienste als Kontrast und Korrektiv zu einer technologisierten Lebenswelt: Die Wildnis hat ausgedient. Als eine von der menschlichen Zivilisation absolut getrennte Natur war die Wildnis ein nie vollständig realisiertes Ideal. Menschliche Kulturen waren immer ein wichtiger Faktor in Ökosystemen und schon in der Steinzeit lassen sich tiefgreifende ökologische Prozesse wie das Aussterben der Megafauna auf menschliche Einflüsse zurückführen<sup>20</sup>. Und dennoch: Auch einem nie vollständig realisierten Wildnisideal konnte man hinreichend nahe kommen. In Humboldts Amazonasexpedition und selbst in vielen weitläufigen Naturschutzgebieten des frühen 20. Jahrhunderts schien der Einfluss des Menschen hinreichend marginal um sich in der Wildnis zu wissen.

<sup>18</sup> Zitationsvorschlag: Ludwig, David (2014): Nach der Wildnis in: TTN edition. 1/2014, online unter: [www.ttn-institut.de/TTNedition](http://www.ttn-institut.de/TTNedition), 19-26. [Datum des Online-Zugriffs]

<sup>19</sup> Klein, David R. (1994): Wilderness. A western concept alien to arctic cultures, in: Information North, 20(3).

<sup>20</sup> Ward, Peter D. (2001): Ausgerottet oder ausgestorben? Warum die Mammuts die Eiszeit nicht überleben konnten, Basel.

Selbst als nie vollständig realisiertes Ideal hat die Wildnis ihren Glanz verloren und erscheint zunehmend als hohles Versprechen, das zu einer empirischen Unmöglichkeit geworden ist. Nicht nur die Zerstörung, sondern auch das Erhalten von Biodiversität ist mittlerweile das Resultat menschlichen Eingreifens. Wer in Zentraleuropa einem „wildem“ Wolf oder im Mittleren Westen einem „wildem“ Bison begegnet, tut dies nicht trotz, sondern aufgrund menschlichen Eingreifens. Die Wildnis hat ausgedient und wir werden sie nicht mehr zurückerhalten.

Das Verschwinden der Wildnis hinterlässt nicht nur eine begriffliche, sondern auch eine normative Lücke. Insofern Umweltpolitik über die Wahrung instrumenteller Interessen der Menschheit hinausgeht, spielt der intrinsische Wert der Wildnis traditionell eine zentrale Rolle: Eine von der Zivilisation unberührte Wildnis ist nicht nur nützlich als Speicher von Kohlendioxid, Erholungsgebiet oder Quelle medizinisch und agrarisch verwendbarer Biodiversität, sondern erhaltenswert *um ihrer selbst willen*. Mit dem Verschwinden der Wildnis verliert auch das Motiv einer Erhaltung der Wildnis seine normative Kraft, ohne dass ein offensichtlicher Ersatz bereit stünde.

Tatsächlich ist das Ideal der Wildnis derart tief in das moderne Umweltbewusstsein eingeprägt, dass der Schritt vom „Ende der Wildnis“ zu einem dystopischen „Ende der Natur“<sup>21</sup> als klein erscheint. Doch der Verlust der Wildnis erschafft auch neue normative Spielräume. Die moderne Faszination der Wildnis lebt von einem Dualismus zwischen einer in ihrer Unberührtheit wertvollen und einer durch Kultivierung entzauberten Natur. Die schützenswerte Natur ist immer dort, wo der Mensch nicht ist und das Wildnisideal trägt somit wesentlich zur Entfremdung von menschlicher Lebenswelt und nicht-menschlicher Natur bei. In dem Maße, in dem zivilisierte Bürger Freunde der Wildnis sind, sind sie zugleich Ignoranten gegenüber der sie faktisch umgebenden Natur. Auch wenn das Wildnisideal einen wesentlichen Beitrag zur Entstehung moderner Umweltbewegungen geleistet hat, verlangt eine Welt ohne Wildnis nach einer transformierten ökologischen Moral, die den Wert der Natur nicht in ihrer Unberührtheit begründet.

## Der Wert der Wildnis

Die Wildnis war nicht immer ein schützenswertes Objekt zivilisatorischer Faszination. In ihren biblischen Wurzeln erscheint die Wildnis weitgehend als Synonym zur Ödnis und Wüste<sup>22</sup>. Nicht die Wildnis bedarf des Schutzes vor der Zivilisation, vielmehr bedarf die Zivilisation des Schutzes vor einer schier übermächtigen Wildnis. So dauert etwa die Wüstenwanderung durch die biblische Wildnis 40 Jahre und treibt das Volk Israel an den Rand der Selbstaufgabe. Erst im 18. Jahrhundert präsentiert sich die Wildnis in den Motiven der Unberührtheit und Erhabenheit in einem überwiegend positiven Gewand. Die Transformation der Wildnis von einer nahen Bedrohung zu einem fernen

<sup>21</sup> McKibben, Bill (1992): Das Ende der Natur, München.

<sup>22</sup> Leal, Robert Barry (2004): Wilderness in the Bible. Toward a Theology of Wilderness, München.

Objekt der Faszination ist das Resultat einer rasanten Mächteverschiebung. Für den zivilisierten Bürger des 18. Jahrhunderts ist die Wildnis bereits zu weit entfernt, um eine reale Bedrohung darzustellen und ihre Zurückdrängung lässt sie zunehmend als faszinierenden und fragilen Gegenentwurf zur menschlichen Lebenswelt erscheinen. Es ist insbesondere der städtische und gebildete Bürger der Moderne, der in Reisen, Gemälden, Ausflügen, Gedichten, Wildparks, philosophischen Abhandlungen und Expeditionsberichten der Wildnis Tribut zollt.

Die Entstehung der modernen Wildnis als Antithese zu einer allzu menschlichen Zivilisation hat ihr in ethnologischen Diskursen einen zweifelhaften Ruf als Konstrukt zivilisatorisch übersättigter Europäer eingehandelt<sup>23 24</sup>. Die Erhabenheit und Faszinationskraft der modernen Wildnis sei nichts als eine durch Entfremdung geformte Projektion und als solche selbst Ausdruck unseres pathologischen Umgangs mit der Natur. Doch es ist keinesfalls klar, warum der Status der Wildnis als Zivilisationsprodukt ihre Autorität untergraben sollte. Auch als zivilisatorisches Konstrukt kann sich das Wildnisideal als wichtige und produktive Kulturleistung erweisen. Die Erhabenheit der in ihrer Unberührtheit wilden Natur mag eine Erfindung der Moderne sein, doch sie verleiht der Wildnis eine moralische Integrität, die über instrumentelle Überlegungen hinausreicht. Die Wildnis ist nicht nur um der menschlichen Bedürfnisse, sondern um ihrer selbst Willen wertvoll. Als Ausgangspunkt einer nicht-instrumentellen Wertschätzung der nicht-menschlichen Natur schafft die Wildnis ideengeschichtlich etwa die Grundlagen der modernen Ökologiebewegung. Zu den wohl bekanntesten Beispielen gehört die Entstehung von Naturschutzgebieten um 1900, die von heterogenen naturfreundlichen Vereinen für Naturdenkmäler, Tourismus, Botanik, Wandervereinigungen, und Landschaftspflege getragen wurde<sup>25</sup>.

## Das Ende der Wildnis

Es fällt schwer von der Wildnis loszulassen. Zu dominant ist ihre Rolle in unseren positiven Bezugnahmen auf die nicht-menschliche Natur und zu unsicher scheinen die moralischen Grundlagen des respektvollen Umgangs mit einer Natur, die ihre Wildheit eingeübt hat. Und dennoch ist es an der Zeit, sich von der Wildnis zu verabschieden. Der offensichtlichste Grund für die Notwendigkeit einer moralischen Reorientierung ist der globale menschliche Einfluss auf ökologische Dynamiken, der das Ideal einer von der menschlichen Lebenswelt abgegrenzten Natur zunehmend als Selbsttäuschung erscheinen lässt. Selbst als regulatives Ideal hat die Wildnis ihre Kraft verloren. Die Menschheit ist nicht mehr lediglich ein Faktor in einem komplexen System ökologischer Faktoren,

<sup>23</sup> Cronon, William (1996): The trouble with wilderness. Or, getting back to the wrong nature, in: *Environmental History* 1(1), 7-28.

<sup>24</sup> Nelson, Michael P.; Callicot, J. Baird (Hrsg.) (2008): *The Wilderness Debate Rages on. Continuing the Great New Wilderness Debate*, Athens.

<sup>25</sup> Hölzl, Richard (2012): Naturschutz. Von den Anfängen bis Mitte des 20. Jahrhunderts, in: *Historisches Lexikon Bayerns*, online unter: [www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel\\_44778](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44778) [2.3.2014]

sondern hat sich zum zentralen ökologischen Ereignis gewandelt. Der wissenschaftliche Neologismus „Anthropozän“ fasst diese Entwicklung als erdgeschichtliche Epoche zusammen, in dem menschliche Einflüsse zum dominierenden Faktor atmosphärischer, biologischer und geologischer Transformationen geworden sind<sup>26</sup>.

Man mag einwenden, dass wir das Ideal der Wildnis nicht vorschnell aus der Hand geben sollten. Auch in einer Welt des Anthropozäns können – und müssen – Naturschutzgebiete erschaffen werden, in denen menschlicher Einfluss zumindest minimiert und ökologische Dynamiken erhalten bleiben. Die angewandte Ökologie hat hierfür sogar eine entsprechende Subdisziplin geschaffen, die den bezeichnenden Namen “wilderness management” trägt<sup>27</sup>. Während der Wert solcher Bemühungen unbestreitbar ist, ist eine auf das Ideal der Wildnis angewiesene Umweltpolitik im Anthropozän zum Scheitern verurteilt. Das Ideal der Wildnis teilt die nicht-menschliche Natur in einen erhabenen und vom Menschen unberührten sowie einen entzauberten und vom Menschen kultivierten Teil. Im gleichen Maße wie uns die Wildnis an den moralischen Wert der unberührten Natur erinnert, fördert sie Entfremdung gegenüber der Natur, die uns alltäglich umgibt.

Auch wenn die Dichotomie zwischen verehrter Wildnis und ignoriertes Alltagsnatur häufig unbewusst wirkt, ist sie allgegenwärtig. Es ist nahezu schon eine Selbstverständlichkeit, dass sich der zivilisierte Freund der Wildnis im Urlaub an den scheinbar unberührten Nadelholzwäldern Nordfinnlands oder den majestätischen Sequoias des Yosemite National Park erfreut, ohne den Baum vorm eigenen Haus identifizieren zu können. Es ist keinesfalls unüblich, sich um den Lebensraum der Berggorillas oder Sibirischen Tiger zu sorgen, ohne in der Lage zu sein, die bedrohte Vogelart auf dem eigenen Fenstersims zu bestimmen. Es fällt leicht, sich moralisch über Bejagung von Walen, Elefanten und anderen machtvollen Symbolen der Wildnis zu empören, ohne sich mit industrieller Fleischproduktion und dem durch das eigene Mittagessen verursachten Leiden auseinanderzusetzen.

Die Dichotomie zwischen wilder und kultivierter Natur mag erfolgreiche Umweltpolitik erlauben, solange das Rezept zum Schutz der nicht-menschlichen Natur denkbar einfach ist: alleine lassen. In einer Welt des Anthropozäns droht diese Dichotomie jedoch zunehmend Schaden anzurichten, da sie uns keine Orientierung im Umgang mit einer vom Menschen beeinflussten Natur bietet. Wir können die Natur nicht mehr alleine lassen und wir müssen lernen, dass das nicht-menschliche Leben nicht durch den Kontakt mit Menschen an moralischer Integrität und Erhabenheit verliert. Solange wir den Wert der Natur durch ihre Unberührtheit bestimmen, impliziert unsere zunehmende und unvermeidliche Präsenz in globalen Ökosystemen ihre Entwertung.

<sup>26</sup> Crutzen, Paul J. (2002): Geology of mankind, in: Nature, London/New York, 415, 23.

<sup>27</sup> Z.B. Dawson, Chad P.; Hende, John .C. (2009): Wilderness Management. Stewardship and Protection of Resources and Values, Golden.

## Von einer Moral des Abstands zur Moral der Nähe

Das Ideal der Wildnis impliziert eine Moral des Abstands. Als Antithese zur Zivilisation erscheint die Natur dort erhaben und schützenswert, wo sie vom Menschen unberührt ist. Durch die Voraussetzung der Unberührtheit ist die Wildnis klar von der menschlichen Lebenswelt getrennt. Die eigene Lebenswelt ist per definitionem nicht Wildnis, da vom Menschen berührt. Das deutlichste Symptom der Moral der Ferne ist unsere Gedankenlosigkeit gegenüber der nicht-wilden Natur, die uns täglich umgibt. Je näher uns die Natur kommt, desto weniger erhaben und schützenswert erscheint sie. Das Geflügel im Kühlregal und der in Spanplatten gepresste Wald haben durch ihre maximale Nähe zur menschlichen Lebensweise jegliche moralische Integrität und Faszinationskraft verloren. Der Blauwal im arktischen Meer und die Orchidee im Amazonasdickicht stehen demgegenüber durch ihre maximale Entfernung von der Zivilisation als Symbole einer erhabenen Natur bereit. In einer Welt, in der die Distanz zwischen nicht-menschlicher Natur und Zivilisation sich im rasanten Tempo verkürzt, führt die im Wildnisideal implizierte Moral der Ferne zu offensichtlichen Widersprüchen, da uns das Objekt der Faszination zunehmend zu entgleiten droht.

Wie das Wildnisideal selbst, so ist auch die Moral des Abstands ein modernes Zivilisationsprodukt. Für Kulturen ohne Wildnisbegriff ist die nicht-menschliche Natur kein Anderes, das erst durch seine Unberührtheit an Wert gewinnt. Im Gegenteil, die ökologischen Moralsysteme indigener Kulturen sind in der Regel durch Nähe anstelle von Abstand gekennzeichnet. Der Natur wird nicht als Antithese, sondern als integrelem Bestandteil der eigenen Lebensform Ehrfurcht entgegengebracht. Es ist das gepflückte Heilkraut oder das erlegte Wild, dem Ehrfurcht gebührt weil es einen wesentlichen Teil der eigenen Lebenswelt darstellt. Die nicht-menschliche Natur erhält ihren Wert nicht durch ihre Andersartigkeit, sondern umgekehrt durch menschliche Teilhabe<sup>28</sup>.

Eine ökologische Moral nach der Wildnis wird sich als Moral der Nähe erweisen müssen. Die Menschheit hat sich der nicht-menschlichen Natur zu weit aufgedrängt, um sie lediglich in ihrer Unberührtheit zu schätzen. Wenn wir der Natur des Anthropozäns respektvoll begegnen wollen, so müssen wir hier wie dort zu schätzen lernen, wo sie mit der menschlichen Lebensweise verschränkt ist. Im Vorgarten, neben dem Bordstein, auf dem Balkon, im Kühlregal und im Stadtpark.

Doch eine Moral der Nähe lässt sich nicht per Beschluss einführen. Zudem erscheint ein Verweis auf die durch Nähe bestimmten Moralsysteme indigener Kulturen nur bedingt hilfreich. So sind in indigenen Kulturen moralische Einstellungen gegenüber der Natur mit spirituellen Vorstellungen verschränkt, die sich nicht in wissenschaftlich-technischen Zivilisationen reproduzieren lassen. Im Gegensatz zu indigenen Kulturen kennt die Moderne etwa keine Pflanzenseelen oder Waldgeister, die nach Respekt verlangen und die Suche nach den Grundlagen einer ökologischen Moral in indigenen Kul-

<sup>28</sup> Pierotti, Raymond; Wildcat, Daniel (2000): Traditional Ecological Knowledge. The Third Alternative; in: Ecological Applications 10(5): 1333–1340.

turen setzt sich leicht dem Verdacht eines weltfremden und irrationalen Ethnokitschs aus.

Dieser Verdacht ist unbegründet. Eine Moral der Nähe verlangt nicht nach Pflanzen-seelen und anderen Elementen eines vormodernen Weltbilds, sondern schlicht und er-greifend nach Nähe. Einer der problematischsten Nebeneffekte des Wildnisideals ist un-sere nahezu vollständige Entfremdung von der nicht-menschlichen Natur, die uns tagtäglich umgibt. Anthropologische und ethnobiologische Forschung verdeutlicht die-sen dramatischen Prozess des Verlusts alltagsbiologischen Wissens<sup>29</sup>. So identifizieren nahezu alle menschlichen Kulturen Lebewesen auf einem dem Artenbegriff entspre-chenden Spezifitätslevel. Lediglich in Bezug auf Säugetiere haben sich moderne Zivilisa-tionen diese Fähigkeiten erhalten, da Säugetiere nicht primär als Säugetiere, sondern vielmehr spezifischer etwa als Hunde, Katzen, Pferde oder Schweine wahrgenommen werden. Für weite Teile der Natur ist diese Fähigkeit jedoch teilweise (Bäume, Vögel) oder nahezu vollständig (Käfer, Sträucher) verloren gegangen. So werden etwa selbst viele Bäume, die einen Städter tagtäglich umgeben lediglich als Bäume und nicht spezifi-scher als Erle, Esche, Kiefer, Lärche oder Ulme wahrgenommen. Im Gegensatz zu unse-ren Vorfahren und anderen biologisch alphabetisierten Kulturen sehen wir nicht mehr eine Lärche, wir sehen nur noch einen Baum. Die Unfähigkeit zu entsprechender Diffe-renzierung verdeutlicht den Verlust elementarer biologischer Alphabetisierung in Kul-turen, die die Erhabenheit der Natur durch die Bedingung der Unberührtheit vollständig von der eigenen Lebenswelt ausgegrenzt haben.

Zwischen dem Problem mangelnder biologischer Alphabetisierung und dem Prob-lem einer ökologischen Moral nach der Wildnis besteht eine direkte Verbindung. Unsere Unfähigkeit, die nicht-menschliche Natur als solche zu erkennen, ist ein wesentlicher Faktor in unserer Unfähigkeit, eine adäquate Moral der Nähe zu entwickeln. Die kogniti-ve Distanz zu einer als Wildnis begriffenen Natur bildet das Fundament unserer emotio-nalen und moralischen Distanz gegenüber der Natur, die uns alltäglich umgibt.

## Die Frage der Technik

Der erste Schritt zu einer Moral der Nähe ist nicht eine moralphilosophische, religiöse oder wissenschaftliche Begründung des intrinsischen Werts der nicht-menschlichen Natur, sondern die biologische Alphabetisierung. Erst die Nähe und Interaktion mit der uns umgebenden Natur erlaubt eine Moral jenseits des Wildnisideals. In einer technolo-gisierten Welt, in der wir die nicht-menschliche Natur schlicht nicht alleine lassen kön-nen, müssen wir dafür sorgen, dass uns die nicht-menschliche Natur nicht alleine lässt.

Erst wenn wir die nicht-menschliche Natur als einen integralen Bestandteil unserer Le-benswelt begreifen, lassen sich die Paradoxien des Lebens im Anthropozän lösen. Nir-

<sup>29</sup> Atran, Scott; Medin. Douglas L. (2010): *The Native Mind and the Cultural Construction of Nature*, Cam-bridge.

gends ist dies offensichtlicher als im Umgang mit modernen Biotechnologien. Die Verfügbarkeit technologischer Eingriffe in die Natur führt eine auf dem Wildnisideal basierende Umweltpolitik in eine Paradoxie: Ohne gezieltes technologisches Eingreifen in die Natur scheint die Wildnis aufgrund menschlicher Umweltbelastungen verloren. Da die Wildnis jedoch durch ihre Unberührtheit definiert ist, erscheint auch jedes positive menschliche Eingreifen die Integrität der Natur zu bedrohen. Eine ausgewilderte Spezies ist nicht mehr *wirklich* wild und ein durch menschliche Eingriffe intakt gehaltenes Ökosystem ist bestenfalls eine Erinnerung daran, was Wildnis *eigentlich* war. Die Konsequenz ist ein dystopisch beschworenes Ende der Natur: Was auch immer wir tun, wir berauben die Natur von dem, was sie genuin natürlich macht - ihrer unberührten Wildheit.

In einer Ethik der Nähe erscheint eine solche Formulierung als Missverständnis. Das Problem ist nicht, dass moderne Technologien die Reinheit und Unberührtheit der Natur bedrohen, sondern vielmehr der imperialistische Charakter moderner Technologieanwendungen, denen es nicht gelingt, nicht-menschliche Lebensformen in den Bereich moralischer Verantwortlichkeit zu integrieren. Die Ablehnung des Wildnisideals ist nicht als Plädoyer für gedankenlose Technikanwendung oder gar als Kritik der Begrenzung menschlichen Einflusses in Naturschutzgebieten misszuverstehen. Auch wenn Umweltpolitik nicht auf dem Wert der wilden Unberührtheit basiert, ist die konsequente Begrenzung menschlichen Einflusses häufig das einzig mögliche Mittel, um den Bedürfnissen nicht-menschlicher Natur gerecht zu werden. Doch eine Begrenzung menschlichen Einflusses ist nicht ausreichend in einer Welt, in der der menschliche Einfluss auf die globalen Ökosysteme mit rasanter Geschwindigkeit zunimmt. Vielmehr muss eine Moral der Nähe aktiv Räume für die nicht-menschliche Natur schaffen und ihr erlauben, in die menschliche Lebenswelt einzudringen.

Aus der Perspektive einer Moral der Nähe gibt es kein allgemeines Problem des menschlichen Eingreifens in die Natur. Die zentrale Frage lautet vielmehr, in wessen Interesse und mit welchen Konsequenzen Eingriffe geschehen. Eine Analogie zum menschlichen Körper mag diesen Gedankengang verdeutlichen. Eingriffe in den menschlichen Körper sind nicht allgemein problematisch und können sich sogar – etwa in Form von medizinischen Eingriffen - als moralisch geboten erweisen. Auf analoge Weise ist der Eingriff in ein Ökosystem nicht generell problematisch und kann sich als moralisch geboten erweisen. Dies legitimiert jedoch nicht jeden Eingriff und das fundamentale Problem gegenwärtiger Biotechnologien ist ihr rein instrumenteller Charakter, der nicht-menschliches Leben nicht als moralisches Subjekt zu begreifen vermag.

Es führt kein komfortabler Weg von einem durch Abstand gekennzeichneten Wildnisideal zu einer Moral der Nähe. Zu tief ist der Graben zwischen unserer technologisierten Zivilisation und einer Kultur, die die Natur als integralen Bestandteil der eigenen Lebenswelt begreift. Das Ende der Wildnis führt nicht in glücklicher Zwangsläufigkeit zu einer alternativen ökologischen Moral der Nähe und das pessimistische "Ende der Natur" verweist auf die reale Gefahr des Zusammenbruchs kohärenter Naturverständnisse. Zugleich verdeutlicht die historische Variabilität der Naturkonzepte, dass diese pessi-

mistische Dysopsie ebenfalls nicht als zwangsläufiges Ergebnis einer Welt nach der Wildnis zu betrachten ist. Die Zukunft der Natur entscheidet sich an unserem Vermögen, sie in allen kulturellen Bereichen von Pädagogik über Stadtplanung bis hin zu Populärkultur als in unsere Lebenswelt zu integrieren.